

**Rede anlässlich der Ausstellung „Du siehst was, was ich nicht sehe“ mit Werken von Kai Savelsberg,
galerie freitag 18.30 Aachen, 03. Juli 2015**

(Lob ohne Namen)

Erstens.

Künstler leben allemal ein öffentliches Leben. Weil Künstler ohne Öffentlichkeit vulgo Publikum vulgo Käufer von Bildern, Büchern oder Eintrittskarten keine sind – sein könnten. So trägt die Öffentlichkeit viel mehr Verantwortung für das, was es anzusehen, anzuhören und zu lesen gibt, als sie vielleicht wahrhaben möchte. Sie ist darob gefordert, *alle* Angebote zu sichten, sie muss aber nicht jedes gutheißen. In der Verantwortung des Künstlers indes liegt es, diese Angebote zu schaffen. Demokratisch ist das nicht. Doch hat Kunst noch nie viel mit Demokratie zu tun gehabt – so es versucht wurde, war es ein Desaster für alle Beteiligten.

Zweitens

Wie wohltuend ist es dann, zu sehen, dass ein Maler sich nicht verkrampft in seinen Meisterstücken, daraufhin eins aufs andere produziert, und so, statt für alle der Fantasie freien Lauf zu lassen, die Meisterschaft zu einem Gleichwort für Alltäglichkeit eindampft.

Man kennt sie ja allenthalben. Jene, die in ihrer Zeit die Helden gaben, die viel verdienten, Ausstellungen, Ruhm und Anerkennung bekamen, und denen vom Tage ihres Ablebens an keine einzige Träne nachgeweint worden ist. Sie hatten vergessen, dass über das Wohl und Wehe der Kunst – egal aus welchem Heute entsprungen – erst nach 200 Jahren entschieden wird. Oder später.

Wie wohltuend folglich ist es, wenn endlich einmal einer damit anfängt, sich im Heute nicht einzurichten, nicht mehr länger abzusichern, wenn einer damit beginnt, alles – auch sich selber – infrage zu stellen, wenn einer den Kosmos seines Geschafften durchforstet und aus vielen alten Kanons einen neuen malt, schreibt, komponiert ...

Drittens.

In jedem Bild steckt wenigstens eine Geschichte. Die muss ich als Anseher nicht kennen. Mir kann das Bild reichen. Denn ginge ich nur aus von dem, was ich ansehen kann, und vermiede die Kenntnis der zusätzlichen Worte – selbst ein Titel zählt dazu – bliebe mein Umgang mit dem Bild ein zutiefst persönlicher, eigener, authentischer. Und er wäre voller Sentimentalitäten. Alles was dann folgte, das Staunen und Freuen, das Verstehen und Erleben, der Wunsch das Bild zu besitzen gehörten einzig mir allein.

Verließe ich mich gleichwohl zusätzlich auch auf das Angebot der Worte, wäre meine Bilderfahrung ein Fazit aus vielem, und nicht nur aus meiner Welt.

Das Interessante daran ist, dass es noch immer Bilder gibt, bei denen ich der in Worte versteckten Geschichten nicht bedarf, die für sich so gut *lesbar* sind, die so viel Reizbares, Sinnliches, Verführerisches besitzen, dass mir das immerforfe Ansehen vollkommen ausreicht.

Viertens.

Und letztlich, wer wüsste es besser? Das gesprochene Wort ist so schnell gewonnen wie es flüchtig ist, geschrien hallt es nach und verliert doch rascher noch als ein geflüstertes jegliches an Überzeugungskraft und Wahrheit.

Das geschriebene Wort hingegen ist beständig, verlangt dafür aber nach viel mehr Achtsamkeit und Auswahl. Auf das Geschriebene wird zurückgegriffen. Irgendwann. Mit ihm ist es wie mit Bildern: es braucht eine große Menge, um ein gutes zu finden, eines, das den Anfang machen kann für einen Satz, ein Gedicht, ein Buch. Ein gutes Wort ist wie ein gutes Bild, es verführt, amüsiert, provoziert vielleicht. Es setzt Ideen in uns frei, lässt uns neue Gedanken denken.

Chapeau! So Worte zu finden ist für sich eine eigene Kunst. Wie das Bildermachen.

Viva la Revolución!